

Ruanda Land im Aufbruch

Text und Bilder: Christine Cooper

Seit Jahren ist Christine Cooper eine begeisterte Afrikareisende. Sie wagt gerne den Schritt über die Grenzen touristischer Gebiete und macht sich auf die Suche nach dem Unbekannten. Ihr letztes Ziel war Ruanda – ein Land, das uns in Europa hauptsächlich durch Grauensmeldungen bekannt ist. Über eine Reise in dieses Land zu berichten, ist eine Gratwanderung, denn der Genozid von 1994 ist vor Ort noch sehr präsent. Der Gegenwart widerfährt aber keine Gerechtigkeit, wenn man Ruanda nur auf den Völkermord reduziert, denn es ist heute ein friedliches und schönes Land, das Besucher mit offenen Armen empfängt.



«Land der tausend Hügel». Jeder Flecken Land wird ackerbaulich genutzt.

Ruanda? Ist es dort nicht gefährlich?» Dies die erste Frage nach Bekanntgabe meiner Reisepläne. Nein, eine Reise nach Ruanda ist nicht gefährlich – es ist heute eines der sichersten Länder in Afrika. Die entsetzlichen Nachrichten, die beim Genozid, dem grossen Völkermord von 1994, um die Welt gingen, prägen jedoch nach wie vor das Bild, das sich die meisten von Ruanda machen. In nur 100 Tagen verloren über 800 000 Menschen auf bestialische Weise ihr Leben. Für viele mag der Gedanke an den noch nicht lange zurückliegenden Genozid ein Grund sein, nicht nach Ruanda zu reisen, obwohl es viele gute Gründe gibt, das Land zu besuchen.

Trotz seiner Winzigkeit verfügt Ruanda über drei Nationalparks, wovon einer die vom Aussterben bedrohten Berggorillas beheimatet. Weil die Nationalparks ohne eigenes Fahrzeug kaum zugänglich sind, organisiere ich mir für die ersten Tage einen Führer mit Auto. Für die restliche Zeit habe ich noch keine vorgefertigten Pläne. Ich werde versuchen, das Land mit den öffentlichen Verkehrsmitteln zu bereisen, um mit der lokalen Kultur auf Tuchfühlung zu gehen.

Akagera-Nationalpark. Nicht umsonst wird Ruanda das «Land der tausend Hügel» genannt. Die Fahrt in den Osten führt durch ländliche, durchwegs bebaute und ackerbaulich genutzte Gebiete. Moses, mein Fahrer und Führer, kurvt sicher um die Hügel. Er ist ein freundlicher und eher zurückhaltender junger Mann, der nicht nur sehr gut Englisch spricht, sondern mich dank seiner ausgezeichneten Bildung auch umfassend über sein Heimatland informieren kann.

Jeder verfügbare Quadratmeter Land scheint genutzt zu sein, die Hügel sind von oben bis unten in kleine, gartenähnliche und je nach Lage terrassierte Parzellen unterteilt. Ein Dorf geht ins andere über. Die Menschen leben in einfachen Lehmziegelhäusern, eine Infrastruktur gibt es kaum. Aufgrund der hohen Bevölkerungsdichte sind alle Orte belebt, Scharen von Menschen sind unterwegs von oder zu ihren Feldern, arbeiten in ihren Pflanzungen oder schleppen Wasserkanister umher. Als wir uns dem einzigen Savannengebiet Ruandas nähern, wird die Landschaft immer flacher. Neben den allgegenwärtigen Eukalyptusbäumen bestimmen hier endlose Bananenhaine das Bild.

Die Akagera Game Lodge, unser heutiges Tagesziel, befindet sich im gleichnamigen Nationalpark auf einem Hügel mit Blick auf den Lac Ihema, den zweitgrössten See Ruandas. Der Empfang in der Lodge ist überaus herzlich, wohl nicht zuletzt deshalb, weil kaum andere Gäste anwesend sind. Jackson, der Manager der Game Lodge, zeigt sich berstend vor Gastfreundschaft, und der Abend gerät zu ei-

nem Fest mit gutem Essen, vielen Getränken und interessanten Gesprächen. Später, während eines Stromausfalls, taste ich mich in absoluter Dunkelheit auf den Balkon und lausche dem Konzert der Insekten und Frösche in der Savanne. Stress und Erschöpfung scheinen von mir abzufallen, die ausgelaugte Seele fasst wieder Fuss. Glück macht sich breit.

Am nächsten Tag fahren Moses und ich in Begleitung des Parkführers Immanuel stundenlang durch den Nationalpark. Die Tiere sind gleichmässig im Park verteilt – als hätte man sie eigens für Safaris so arrangiert. Meist müssen wir nur ein paar hundert Meter fahren, bevor wir auf eine neue Gruppe stossen. Giraffen, Zebras, Impalas und Topis, Büffel, Warzenschweine, Krokodile und Flusspferde, Paviane, Meerkatzen, spektakuläre Vögel und andere Tiere sehen wir. Im Akagera-Nationalpark sind die Herden noch relativ klein, weil auch die Tierpopulationen während der Zeit

nach Nyungwe passieren. Sie erscheint mir wie eine Hüterin der Toten. Auf dem Hügel sind 50 000 Tutsi unter dem Vorwand, man bringe sie in Sicherheit, in eine Schule getrieben und massakriert worden. Die Leichen wurden kurz nach dem Genozid exhumiert und in neuen Massengräbern würdig bestattet. Rund 1800 Leichen aus einer Grube wurden jedoch mittels Kalk konserviert und sind nun in den Räumen der Schule ausgestellt. Sie sollen ein unmittelbares Zeugnis des Massakers sein und potenziellen Genozidleugnern jedes Argument nehmen.

Obwohl es mein Wunsch war, hierhin zu reisen, habe ich nun doch einige Bedenken, diese Gedenkstätte zu besuchen. Es scheint so furchtbar intim, durch die Reihen der Opfer – in ihrem letzten schrecklichen Augenblick konserviert – zu gehen. Ein Führer namens François nimmt mich in Empfang. Dass die Einheimischen sich so verhalten, als seien



des Genozids stark dezimiert wurden und sich erst jetzt wieder langsam stabilisieren. Zwar wurde der Park vor einigen Jahren auf ein Drittel seiner ursprünglichen Fläche reduziert, weil das Land für die Ansiedlung der nach dem Völkermord zurückkehrenden Flüchtlinge benötigt wurde. Die verbliebene Fläche ist aber jetzt sehr gut geschützt und erholt sich zusehends. Immanuel erzählt stolz, dass die Wilderei vollständig gestoppt werden konnte.

In manchen Reiseführern steht, dass dieser Nationalpark im Vergleich mit anderen in Ostafrika unspektakulär ist. Das ist reinster Blödsinn. Ein Besuch im Akagera, diesem weitgehend unbekanntem Park, lohnt sich auf jeden Fall.

Die Toten von Murambi. Eine alte Frau mit traurigen, weisen Augen mustert mich und umarmt mich schweigend. Sie sitzt vor dem «Murambi Genocide Memorial» beim Dorf Gikongoro, das Moses und ich auf dem Weg

wir im Begriff, ein gewöhnliches Museum zu besuchen, nimmt mir die Besorgnis ein wenig.

Da liegen sie, schneeweiss, mumifiziert und in ihren letzten Posen erstarrt, mit abgehackten Gliedmassen und eingeschlagenen Schädeln. Viele davon sind Babys und kleine Kinder. Schreiende Münder, in Abwehrhaltung erhobene Arme. François wundert sich, dass ich die Räume ohne Zögern betrete und mich ruhig darin aufhalte. Die meisten ertragen es nicht, sagt er. Tatsächlich schockiert mich der Anblick der Leichen nicht. Sie sind nicht schrecklich, sondern zeigen das, was ihnen widerfahren ist.

François erklärt, dass möglichst viele Menschen sehen und erfahren sollen, was hier geschehen ist. Er hat recht. Im Grunde sollte jeder Mensch sich diesen Wahrheiten aussetzen. Möge der sinnlose Tod dieser Personen zumindest darin einen Sinn finden, dass sie der Welt als Mahnung und Erinnerung stets vor Augen stehen.



Familienidylle. Zebras im Akagera-Nationalpark (linke Seite).

Frischer Fang. Die Fischer waren erfolgreich und sind zufrieden mit dem heutigen Fang (ganz oben).

Sonntag. Kirchgänger am Kivu-See (rechts oben).

Kontrastreiche Schönheit: Schwarzweisser Colobus im Bergwald von Nyungwe (oben).

Auf dem Weg zurück zur Hauptstrasse begegnet uns ein würdevoller älterer Mann mit freundlichem Gesicht und tiefgründigen Augen. Emmanuel Murangira ist einer von nur drei Überlebenden des Massakers von Murambi. Er wurde am Kopf angeschossen und hat nur deshalb überlebt, weil er bewusstlos unter Leichen lag und für tot gehalten wurde. In einer Nacht gelang ihm die Flucht. Er ging drei Tage lang, nackt und verletzt, bis er sich

in Burundi in Sicherheit bringen konnte. Seine gesamte Familie wurde massakriert, und heute lebt er wieder in Murambi und kümmernt sich darum, dass die Geschichte nicht in Vergessenheit gerät. Fast täglich arbeitet er als Führer in der Gedenkstätte. Interessierten Besuchern verkauft er Kopien eines Interviews, das er einem Wissenschaftler gegeben hat, und erwirtschaftet sich damit ein bescheidenes Einkommen. In diesem Interview erklärt er: «Ich kann nicht ohne meine Familie sein. Ich lebe seit vielen Jahren mit diesen Knochen, es ist wie eine Gewohnheit. Diese Knochen sind wie meine Nachbarn».

Ein Wald voller Affen. Wir gewinnen zusehends an Höhe, und immer mehr prägen üppig grüne Teeplantagen das Landschaftsbild. Unser Weg führt in den Nyungwe-Nationalpark. Nyungwe ist ein Meer von dicht bewaldeten Hügeln und der grösste noch erhaltene Bergwald Afrikas mit einer enormen Biodiversität.

Es ist noch finstere Nacht, als Moses den Parkführer Garvé und mich am nächsten Morgen zum Ausgangspunkt des Schimpansen-Trekkings in den Cyamudongo-Wald fährt. Bei Anbruch der Dämmerung erreichen wir den Wald, und es wird überprüft, ob ich genug Trinkwasser, Essen und eine Regenjacke eingepackt habe, weil das Trekking anstrengend werden und lange dauern könnte.

Eine Gruppe von Schimpansen sei am Hang über uns geortet worden. Wir machen uns auf die Suche nach ihnen. Die Fortbewegung in diesem steilen Gelände erscheint mir fast unmöglich. Alles ist von Lianen und Schlingpflanzen überwuchert und der Boden von einer glitschigen, modernden Blatterschicht bedeckt. Schon nach wenigen Metern sehe ich meine Chancen schwinden, die Tiere jemals zu Gesicht zu bekommen, weil ich nur erbärmlich stolpernd und keuchend vorankomme. Doch es kommt anders: Bereits nach

wenigen Minuten befinden wir uns unter einem Baum, in dem sich die Schimpansen aufhalten. Ich werde in eine günstige Position geschoben – günstig ist dort allerdings nur die Aussicht, denn wie sich sofort herausstellt, befinde ich mich genau auf einer Strasse von Treiberameisen, die sich meine Beine als Ziel einer massiven und schmerzhaften Invasion vornehmen.

Die Schimpansen halten sich hoch oben in den Bäumen in ihren Nestern auf. Während einer Stunde kann ich beobachten, wie sie sich dort oben an Früchten gütlich tun. Einer nach dem anderen verlässt dann die Baumkrone und macht sich auf den Weg zur weiteren Futtersuche durch den Wald. Besonders eindrücklich ist es, wenn die Tiere mit lauten Rufen miteinander kommunizieren. Bald stimmen im ganzen Wald andere Schimpansen mit ein.

Auf unserer Rückfahrt zur Unterkunft sind die abgelegenen Dörfer in der Umgebung vollständig zum Leben erwacht. Die Menschen hier oben leben unter einfachsten Bedingungen und wirken eher verschlossen, fast scheu. Doch sie beobachten mit grossem Interesse – oder im Fall der Kinder mit zügelloser und lautstarker Begeisterung – die Durchfahrt einer «Mzungu», einer Weissen. Vielen sieht man die Härte ihres Lebens an, besonders wenn sie mit unerhörten Lasten auf dem Kopf an den Hängen unterwegs sind.

Der anschliessende Besuch bei den Colobusaffen stellt sich als gemüthlicher Spaziergang am Rand der Gisakura-Teeplantage heraus. In einem Waldstück lebt eine habituierte Gruppe von etwa 50 Colobusaffen, was bedeutet, dass sie an menschliche Anwesenheit gewöhnt sind und unbeirrt ihren Aktivitäten nachgehen, wenn Besucher eintreffen. Die Tiere sind wunderschön, sehr aktiv, und im ganzen Wald scheint es von ihnen zu wimmeln. Nyungwe – das ist in der Tat ein Wald voller Affen!



Bei einem Spaziergang in der Umgebung meiner Unterkunft treffe ich Anna. Sie ist zwölf Jahre alt und schliesst sich mir an, wie auch der eilig hinzugekommene vierzehnjährige Olivier. Beide sprechen sehr gut Englisch und erzählen mir vieles über die Schule und ihre Familien. Und sie stellen mir tausend Fragen über mein Land. Ob es dort Gorillas gibt? Oder Elefanten? Vielleicht Kängurus? Beide sind noch nie weiter als bis in das etwa zwölf Kilo-

Mann mit einer Machete zu uns. Die Soldaten werden uns zum Schutz vor Büffeln und Wald-elefanten begleiten.

Es heisst, dass die Goldmeerkatzen ganz in der Nähe sein sollen, und ich bekomme allmählich den Eindruck, dass sämtliche Primaten Ruandas Rücksicht auf meinen mangelhaften Fitnessgrad nehmen. Der Weg führt mit Aussicht auf die majestätischen Virunga-Vulkane sanft bergan durch Felder, die bis direkt an die Parkgrenze reichen. Um den Nationalpark wurde von Kongo bis Uganda eine Mauer aus Vulkangestein gebaut, damit Menschen draussen und Tiere drinnen bleiben. Die hier endemischen und seltenen Goldmeerkatzen halten sich momentan unmittelbar hinter der Mauer am Fuss des Sabinyo-Vulkans auf. Im Bambuswald wimmelt es von ihnen. Wie die Colobusaffen sind sie soziale Geschöpfe, die in grossen Gruppen leben. Immer greifen sie eifrig nach Blättern, mampfen zufrieden und tolleren durch die Bäume. Die Babys, winzige und tollpatschige Knäuel, versuchen sich an waghalsigen Sprüngen. Eine Stunde darf man bei den Tieren verbringen und ihnen durch den Wald folgen, während sich die Soldaten diskret in der Nähe herumdrücken. Obwohl ich mich wieder einmal allein in der Gesellschaft von fünf Männern im Wald aufhalte, fühle ich mich vollkommen sicher – wie immer in Ruanda.

Markttag in Kinigi. Am Nachmittag mache ich mich auf eigene Faust auf den Weg ins Dorf Kinigi hinunter. Innert Sekunden habe ich einen Begleiter in der Person eines Schuljungen namens George. Wieder werde ich mit Fragen über mein Land gelöchert. Es ist gelegentlich etwas ermüdend, pausenlos Gespräche zu führen, besonders mit extrem wissbegierigen Jugendlichen, aber gleichzeitig ist es rührend. Und es hat auch seine Vorteile, denn sie lieben es, «Mzungus» durch ihr Dorf zu führen, und können einem Dinge zeigen, die man sonst nicht entdecken würde.

Wie sich herausstellt, ist in Kinigi gerade Markttag. Hier ist sie wieder, die schreiend bunte, leicht chaotische afrikanische Welt, die



Bedingungslose Gastfreundschaft. Nachdem die organisierte Tour mit Moses zu Ende gegangen ist, treffe ich in Kigali Cyril, einen Freund und früheren Studienkollegen, der zur Zeit in Ruanda lebt und bei den Berggorillas forscht. Wir lassen es uns in einem schönen Restaurant mit grossartiger Aussicht auf die Stadt richtig gut gehen. Den Abend wollen wir in einer Bar ausklingen lassen. So begeben wir uns auf die Suche nach einem Taxi. Sofort stoppt ein Auto. Es ist aber kein Taxi. Aus dem Fahrzeug grüsst uns der ausgesprochen freundliche Pierre, der sich als Bankdirektor vorstellt und nach unserem Begehrt fragt. Unverzüglich beginnt er zu telefonieren, um herauszufinden, wo die von uns gesuchte Bar genau ist. Er bittet uns, in sein Auto einzusteigen, und fährt uns hin. Die Bar ist jedoch geschlossen. Pierre lässt uns jetzt nicht einfach stehen, sondern fährt uns gleich auch noch zum Hotel. Dabei erzählt er von seiner Familie und betont, dass uns sein Haus bei weiteren Besuchen in Ruanda jederzeit offen stünde. Eine unglaubliche Gastfreundschaft und Hilfsbereitschaft! Man stelle sich vor, in Europa stünden nachts zwei angeheiterte Afrikaner am Strassenrand – ob sie wohl von einem Bankdirektor herumchauffiert und eingeladen würden?

Wissensdurst. Die Luft auf rund 2000 Metern am Fuss des Sabinyo-Vulkans ist frisch und kühl, die Stille überwältigend. Exotische Vögel fliegen durch das Grün. William, mein neuer Fahrer und Führer, der mich während des Aufenthalts im Volcanoes-Nationalpark begleitet, hat sich für heute Nachmittag zurückgezogen.

Kigali. Auch die Hauptstadt Ruandas ist auf Hügel gebettet (links oben).

Markttag in Kinigi. Dazu traumhafte Aussicht auf zwei der acht Virunga-Vulkane (oben).

Berggorillas. Der Regenwald im Dreiländereck Ruanda-Kongo-Uganda ist Lebensraum der vom Aussterben bedrohten Tiere (unten).

meter entfernte Ruhengeri gekommen und gieren geradezu nach Informationen über «die Welt da draussen». Wir spazieren durch die Felder in der Umgebung des Dorfes, während das Gefolge aus begeistert kreischenden und «Mzungu» rufenden Kindern immer grösser wird. Anna und Olivier arbeiten sehr hart für die Schule und haben ambitionierte Zukunftspläne, erzählen mir aber auch, dass ihre weitere Schulbildung aufgrund von Geldmangel auf der Kippe steht. Besonders Anna liebt Touristen und versucht bei jeder Gelegenheit, mit ihnen ins Gespräch zu kommen. Sie ist überglücklich, dass ich Zeit für sie habe und mich bereit erkläre, ihr später bei den Hausaufgaben zu helfen. Eigentlich will sie aber hauptsächlich plaudern und hat grossen Spass daran, mir ein paar Wörter Kinyarwanda beizubringen und einen Zettel mit Vokabeln zu füllen.

Goldmeerkatzen. Heute möchte ich die Goldmeerkatzen im Volcanoes-Nationalpark besuchen. Mit einem freundlichen Führer fahren William und ich bis an den Anfangspunkt des Weges, der zum Aufenthaltsort der Tiere führt. Am Ende der Strasse stossen zwei schwerbewaffnete Soldaten und ein



Infos zu Ruanda

Grösse und Einwohner: Mit einer Fläche von nur 26 338 km² und einer Bevölkerung von rund 10,5 Mio. Menschen eines der kleinsten Länder und das am dichtesten bevölkerte Land Afrikas. Die Bevölkerung umfasst drei ethnische Gruppen (Hutu 84%, Tutsi 15%, Twa 1%), die eine gemeinsame Sprache und Kultur teilen. Etwa 90% der Menschen sind Selbstversorger.

Sprachen: Amtssprachen sind Kinyarwanda, Französisch und Englisch, wobei Ruanda der Frankophonie zunehmend den Rücken kehrt und den Fokus auf Englisch richtet. In ländlichen Gebieten sprechen die meisten Menschen weder Französisch noch Englisch.

Religion: 95% Christen, 5% Muslime.

Ortsnamen: In den letzten Jahren wurden viele Orte in Ruanda umbenannt. Im Text hat die Autorin bewusst die alten Namen verwendet, da diese im Alltag und auf Karten nach wie vor gebräuchlicher sind.

Einreise: Mind. 6 Monate über das Rückreisdatum hinaus gültiger Reisepass mit Visum (kann auch erst bei der Einreise beantragt werden).

Anreise: Flugreise nach Kigali zum Beispiel mit Swiss und Kenya Airways via Nairobi oder Brussels Airline via Brüssel. Überlandreisen von/nach Uganda und Tansania sind in der Regel problemlos möglich, von Überlandreisen von/nach Burundi und Kongo wird abgeraten.

Impfungen: Empfohlen werden Diphtherie, Tetanus, Polio, Hepatitis A.

Die Gelbfieberimpfung ist obligatorisch. Ein Malariarisiko besteht im ganzen Land. Es wird empfohlen, ein Malariamittel als Prophylaxe einzunehmen.

Klima: Aufgrund der Höhe ist das Klima trotz Äquatornähe eher mild. Die mittlere Tagestemperatur liegt um die 18 °C. Es gibt zwei Regenzeiten: von Februar bis Anfang Juni und von September bis Dezember.

Literaturempfehlungen und Internetquellen:

- Gorillas im Nebel. Mein Leben mit den sanften Riesen. Dian Fossey, 1989. ISBN 978-3-46340-104-1
- Ruanda – Zehn Jahre nach dem Genozid. Reportagen und Analysen. Georg Brunold u.a. (Hrsg.), 2004. ISBN 978-3-93205-024-4
- Wir möchten Ihnen mitteilen, dass wir morgen mit unseren Familien umgebracht werden. Berichte aus Ruanda. Philip Gourevitch, 1999. ISBN 978-3-82700-351-5
- Handschlag mit dem Teufel. Roméo Dallaire, 2003. ISBN 978-3-86150-906-6
- Interview with Emmanuel Murangira, a survivor of the genocide against the Tutsi in Rwanda and a Guide at Murambi Genocide Memorial Centre. Samuel Totten & Rafiki Ubaldo, 2009. Auszüge und Hintergründe des Interviews: <http://coehp.uark.edu/7334.htm>. Für eine vollständige Kopie des Interviews bitte eine E-Mail-Anfrage an die Autorin Christine Cooper senden.
- www.rwandatourism.com



Nach einem Briefing durch die Parkranger, bei dem wir über die Gorillas und das richtige Verhalten im Wald informiert wurden, machen wir uns auf den Weg. Ein paar Soldaten und Machetenschwinger schliessen sich uns an. Die Tiere sollen sich etwa zwei Stunden entfernt an den Hängen des Sabinyo-Vulkans aufhalten. Nach nur wenigen Minuten wird uns aber mitgeteilt, dass die Späher die Tiere schon entdeckt haben. Unsere Gorillagruppe habe sich in tiefere Lagen begeben und befände sich nun in unmittelbarer Nähe. Tatsächlich hört man es nebenan schon knacken und rascheln. Vor uns sitzen ein paar Tiere friedlich im Bambuswald, ein Baby schwingt an einer Liane hin und her. Während einer Stunde bewegen wir uns langsam durch den Wald und versuchen, möglichst viele der 26 Tiere aus dieser Gruppe ausfindig zu machen. Wo man auch hinsieht, Gorillababys purzeln aus den Büschen und kugeln die Hänge hinunter. Die erwachsenen Gorillas sitzen friedlich mampfend und sich sonnend in der Vegetation. Nicht selten geschieht es, dass ein Gorilla den gleichen Weg benutzen will wie die Besucher. In diesem Fall haben wir uns an den Wegrand zu drängen, und der Gorilla marschiert unbeirrt in nur wenigen Zentimetern Entfernung an uns vorbei. Eigentlich muss man, als Schutzmassnahme für die Gorillas, einen Mindestabstand von fünf Metern einhalten, denn immer wieder sterben Gorillas an von Menschen übertragenen Infektionskrankheiten. Weil die Tiere stark bedroht sind, darf das nicht passieren: Der Dschungel im Dreiländereck Ruanda-Kongo-Uganda ist Lebensraum der letzten 700 Berggorillas. In Zukunft werden Besucher wohl Gesichtsmasken tragen müssen, um Ansteckungen zu vermeiden. Der Gorillatourismus hat eben auch seine zwei Seiten. Einerseits ist er Ruandas grösster Devisenbringer und damit vermutlich der einzige Grund, wieso die Gorillas geschützt werden und noch nicht aus-

einem entgehen könnte, wenn man nur auf organisierten touristischen Pfaden wandelt. Wir wandern durch das weit verstreute Dorf, in welchem wohl kaum einmal Touristen auftauchen, denn ich scheine eine Sensation zu sein. Pausenlos wird gegrüsst, geglotzt, «Mzungu» gerufen. Ein immer grösser werdendes Gefolge nimmt regen Anteil an meinem Spaziergang. Besonders lustig ist es, wenn ich die Leute mit meinen kläglichen Kinyarwanda-Kenntnissen malträtiere. Manche begeistern sich geradezu unsinnig dafür und hüpfen vor Freude auf und ab. Ältere Leute entsinnen sich ihrer Französischkenntnisse und bleiben stehen, um mir die Hand zu geben und Bonjour zu sagen. Weil ich mir hin und wieder die Kommentare der Leute über-

setzen lasse, erfahre ich, dass sie mich für sehr stark halten. Normalerweise sehen sie «Mzungu» immer nur in ihren Safari-Vehikeln vorbeifahren und sind deshalb wohl der Ansicht, dass die Weissen schwächliche Wesen und sehr schlecht zu Fuss sind.

Gorillas ohne Nebel. Seit ich als Kind den Film «Gorillas im Nebel», das biografische Epos über Dian Fossey, gesehen habe, war es mein Traum, einmal die Berggorillas zu besuchen. Heute soll sich dieser Traum erfüllen. Im Nationalpark gibt es, neben wilden oder nur für Forscher zugängliche, auch acht habituierte Gorillagruppen, wovon jede einmal pro Tag von maximal acht Touristen besucht werden darf.

gestorben sind. Andererseits bringt er aber auch Gefahren für die Tiere mit sich.

Lehrreiche Fahrt. Nach dem organisierten Teil der Reise bin ich jetzt schon seit einigen Tagen auf eigene Faust ohne fixen Plan und mit öffentlichen Verkehrsmitteln unterwegs. Je nach Laune des Chauffeurs erklingt im öffentlichen Minibus aus dem Radio Kinyarwanda-Gebrabbel, kongolesische Tanzmusik oder ruandischer Hip-Hop. Die Aussicht in den Hügellandschaften ist atemberaubend, und man muss nicht um sein Leben fürchten, da die Fahrweise der Chauffeure zivilisiert ist. Ich liebe es, auf diese Weise durch das Land zu fahren. Jetzt, am Ende der Trockenzeit, sind die Felder oft unbepflanzt, die Strassen staubig. Die Menschen sind dabei, vor der im September beginnenden Regenzeit den Boden vorzubereiten.

Irgendwann beginnt mein Sitznachbar, Jean Népo, ein Gespräch. Als er mein Interesse für die ruandische Sprache entdeckt, beginnt er, mich neue Wörter zu lehren, und schreibt feinsäuberlich während der ganzen Fahrt Vokabeln für mich auf.



Fall. Schliesslich erwähnt er in einem Nebensatz, dass seine Eltern beim Genozid getötet wurden und er danach in ein Waisenhaus kam. Heute kommt er mit seinen 27 Jahren und einem Gehalt von 200 USD für die Ausbildung seiner drei Schwestern auf. Sie scheinen einigermassen über die Runden zu kommen.

Den restlichen Tag blicke ich auf den See hinaus, beobachte die Vögel beim Fischen, tue



nichts und will nichts, ausser über die Menschen nachzudenken, die ich kennengelernt habe. Von aussen betrachtet wirkt Ruanda heute wie eine Oase des Friedens und der Ruhe. Doch dicht unter der Oberfläche liegen bei so vielen Menschen die Erinnerungen an schreckliche Tragödien und Verletzungen, die mit Sicherheit nie völlig heilen werden. Ich weiss nicht, ob das der Grund dafür ist, dass die Menschen so überaus höflich und der Umgang miteinander so liebevoll ist. Manchmal glaube ich zu fühlen, dass der Wert eines jeden menschlichen Lebens den Leuten hier aufgrund ihrer Geschichte deutlicher vor Augen steht. Doch was weiss ich denn schon – ich kann lediglich an der Oberfläche kratzen.

Ein schwerer Abschied. Der Abschied von Ruanda und all meinen neuen Freunden fällt mir sehr schwer. Zwar schüttelten die Einheimischen über mein vermeintlich einsames Herumreisen den Kopf, doch sie begegneten mir mit einer unglaublichen Herzlichkeit und Gastfreundschaft und sorgten dafür, dass ich nie lange alleine blieb. Bei anderen Touristen sorgte die Tatsache, dass ich ganze drei Wochen in Ruanda verbracht habe, für Verwunderung. Meist wird das Land auf organisierten Touren durch Ostafrika nämlich einzig für das Gorilla-Trekking besucht. Ich selber finde drei Wochen viel zu kurz und möchte Ruanda eigentlich gar nicht mehr verlassen... Ich fühle mich wohl in diesem Land, das optimistisch und tatkräftig seiner Zukunft entgegengeht.

munkel@swissonline.ch

Jean Népo steigt in Ruhengeri aus, meine Fahrt geht weiter nach Gisenyi am Kivu-See. Ein Motorrad-Taxi befördert mich zum Musanto-Hotel, wo mich die ganze Belegschaft freudig begrüsst. Im Garten erledigt Patrick, der junge Manager, auf diversen Fresszetteln seine Buchhaltung und ist froh um jede Ablenkung und Gelegenheit zum Plaudern. Patrick erweist sich bei meinem Aufenthalt in Gisenyi als liebenswerter Gastgeber und Freund. Fast täglich unternimmt er in seiner Freizeit kurze Ausflüge mit mir, zeigt mir die Stadt und lässt keine Gelegenheit zur Kommu-

Begegnung. Anna liebt den Kontakt zu Touristen. Christine, die Autorin, fühlt sich wie überall im Land auch bei ihr sehr willkommen (oben).

Intensive Landwirtschaft: Selbst die steilsten Hänge werden bewirtschaftet (Mitte).

Belebte Strasse: Im Zentrum von Gisenyi (unten).

nikation ungenutzt verstreichen. Nachdem er mir von seinem Traum erzählt hat, an der Universität zu studieren, klärt er mich heute über die wirtschaftlichen Voraussetzungen und Möglichkeiten in Ruanda auf, diskutiert Geschäftsideen und nennt in seiner üblichen Deilhaftigkeit Preise und Vorgehensweisen für jeden